

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

87.] [2. Jahrg. 35.]

[December 11, 1834.]

Der Bettlerknabe, nach einem Gemälde Murillo's.



Murillo.

Wenn auch die spanische Malerei durch eigenthümliche Leistungen oder durch besondere Grundsätze der Kunst sich nicht, wie die italienische, niederländische und deutsche, zu dem Range einer besondern Schule

erhob, so hat sie doch einige Meister aufzuweisen, deren Werke mit den besten Kunstwerken, welche aus den genannten Schulen hervorgingen, wegen ihrer Vortrefflichkeit einen Vergleich aushalten. Unter den Künstlern Spaniens verdient Murillo unstreitig den ersten Platz, und aus diesem Grunde sowol, als auch wegen seines

im Vergleich zu andern Malern viel geringern Bekanntheits, sowie endlich wegen seines besondern Bildungsganges dürfte seine kurze Lebensbeschreibung nicht ohne Interesse sein. Bartolomeo Esteban Murillo wurde im Jahre 1618 zu Sevilla geboren. Schon in früher Jugend zeigte er eine durch unablässiges Malen sich heutzendende Neigung zu den zeichnenden Künsten, und das Talent, welches sich in seinen ersten, ohne eine besondere Anleitung, ausgeführten Versuchen in der Malerei zeigte, vermochte seinen Oheim, den Maler Juan del Castillo, ihn zu sich zu nehmen, um ihn ganz für die Kunst zu erziehen. Dieses Verhältniß wurde jedoch bald durch den Abgang seines Onkels nach Cadix aufgelöst; doch scheint der Nachtheil für die Entwicklung seines Talentes, sowie überhaupt für die Kunst nicht so groß zu sein, indem sein Lehrer sehr einseitig war und zu seinen Lieblingsdarstellungen Scenen aus dem Volkstheater, als Messen und Märkte, wählte. Sich selbst überlassen, nöthigte ihn der Mangel an Unterstützung, die Kunst zu einem Brotgewerbe zu machen, und seinen Lebensunterhalt durch das Malen von Processionsfahnen und kleiner für das spanische Amerika bestimmter Bilder zu sichern. So wenig nun zwar Beschäftigungen der Art zur Ausbildung seiner höhern Fähigkeiten beizutragen geeignet sein mochten, so bildeten sie ihm doch eine gewisse Leichtigkeit und Vielseitigkeit an, und erst nachdem er diesen Erwerb lange Zeit getrieben hatte, regte sich immer mächtiger in ihm das Gefühl seines Berufes zur Malerkunst. Seiner nunmehr für die Malerei entschiedenen Neigung gab ein günstiger Umstand neue Nahrung. Peter von Moya, ein Schüler van Dyck's, reiste um diese Zeit durch Sevilla; Murillo benutzte die Gelegenheit, die Gemälde desselben, welche er nach Originalen seines unsterblichen Meisters glücklich copirt hatte, zu sehen, und ward von diesen klassischen Stücken so begeistert, daß er augenblicklich den Entschluß faßte, sie zu copiren. Von nun an erschien ihm das Malen jener oben bezeichneten Kleinigkeiten eine für seinen geweckten Geist unwürdige Beschäftigung, und es regte sich in ihm das Verlangen, nach Italien zu reisen, um sich durch die Meisterwerke der Kunst mehr und mehr auszubilden. Gänzlich entblößt von allen äußern Mitteln, um diesen Plan durchzuführen, sah er sich zum zweiten Male genöthigt, seinem innern Drange Gewalt anzuthun, von der Höhe seiner Ideen herabzusteigen und durch den Verkauf kleiner auf Leinwand flüchtig gemalter Blumenstücke und Heiligenbilder die erforderliche Summe zur Bestreitung der Kosten für die beabsichtigte Reise zu erwerben. Mit einem dürftigen Säckchen schlug er zuerst den Weg nach Madrid ein, suchte Velasquez, einen gleichzeitig berühmten Maler, auf und theilte ihm seinen Plan mit, sich in Italien zu vervollkommen. War es Besorgniß für das Wohlergehen des jungen Mannes in seiner hilflosen, aller äußern Unterstützung ermangelnden Lage, oder war es die eigne persönliche Ueberzeugung, daß ein wahrhaftes Talent sich mit wenigen Vorbildern begnügen könne, um einst Vortreffliches zu leisten, und hoffte er, daß die seltene Erscheinung eines Künstlers, welcher, ohne Italien gesehen zu haben, durch Anstrengungen in Verbindung mit angeborener Genialität sich zur Meisterschaft hinaufarbeitete, dem Nationalstolze seiner Landsleute einst schmeicheln würde, — kurz Velasquez rieth ihm von dem Unternehmen, nach Italien zu gehen, auf das Entschiedenste ab und verschaffte ihm Gelegenheit, sich an den zu Madrid und hauptsächlich im Escorial befindlichen Gemälden des Tizian, Paul Veronese, Rubens, van Dyck u. s. w. auszubilden, sowie er ihm mit sei-

nen eignen Kenntnissen und praktischen Erfahrungen bereitwillig zu Rathe ging. In Madrid verweilte er drei Jahre und kehrte 1645 nach Sevilla zurück. Durch zwei Gemälde, von denen das eine den Tod der heiligen Clara, das andere die Almosenvertheilung des heiligen Jakob darstellte, begründete er seine Meisterschaft und einen weitverbreiteten Ruf, in Folge dessen zahlreiche Aufträge für Kirchenstücke, besonders für Altarblätter, an ihn ergingen. Die Kirchen von Sevilla, sowie mehre andere im südlichen Spanien, sind reich mit Gemälden, die aus seiner Künstlerhand hervorgingen, ausgeschmückt. Nach Cadix erhielt er eine Einladung, das berühmte Altarblatt der Capuciner, welches die Hochzeit der heiligen Katharina darstellt, zu malen. Der Vollendung dieses Gemäldes nahe, hatte er das Unglück, von dem Gerüste herabzustürzen, durch welchen Fall er sich eine Wunde zuzog, die seinen Tod beschleunigt haben soll. Er starb den 3. April 1682.

Murillo's spätere Gemälde tragen durchaus den Charakter der Originalität bei hin und wieder vernachlässigter Naturtreue; er wußte die Vorzüge anderer Meister anzuerkennen und zu benutzen. Er war kein dürftiger Copist der Wirklichkeit, sondern verlieh seinen Meisterwerken das aus dem höhern schaffenden Schönheits-sinne hervorgehende Gepräge des Idealen, mit welchem der Gegenstand seiner Darstellung, selbst oft den scheinbar schroffsten Gegensatz bildet, den er aber eben durch seine Genialität auszugleichen und trefflich auszulösen verstand. So das voranstehende Bild. Es stellt einen Bettlerknaben vor, welcher sein Brot bricht; die Bedeutung des Ganzen und aller einzelnen Theile spricht deutlich genug, als daß es einer besondern Beschreibung bedürfte. Die Einfachheit der nachlässigen Stellung, die geschickte Verkürzung der Glieder, die effectvolle Vertheilung von Licht und Schatten, die Kraft der Pinselstriche, die Energie des ganzen Farbentons erheben das Gemälde zum Range eines Meisterstücks.

Dies Gemälde, wovon das Original sich zu Wien befindet, ist ein Erzeugniß der ersten Periode seiner Künstlerlaufbahn, in welcher sein Styl sich besonders durch Kraft und Lebendigkeit auszeichnet; in der zweiten Periode wußte er mit dem ihm eigenthümlichen Ausdrucksvollen das Sanfte, Edle, Graziöse, sowie ein kunstvolles Hellbunzel, sehr glücklich zu verbinden.

Einige Mittheilungen über die Inselgruppe der Färöer.

(Nach den neuesten Nachrichten.)

1.

Eine durch den eigenthümlichen gesellschaftlichen Zustand seiner Bewohner höchst interessante Inselgruppe im nördlichen Theile des atlantischen Oceans bilden die Färöer. Einige nennen sie Fjæröer, d. h. Federinseln, Andere Faaröer, d. h. Schafinseln. Färö bedeutet „entfernte Insel“, daher es denn unrichtig ist, zu sagen: Färöer-Inseln. Diese Inseln, 25 an der Zahl, von denen jedoch nur 17 bewohnt sind, liegen zwischen dem 61° und 62° nördlicher Breite und 9° und 10° westlicher Länge vom pariser Meridian und sind in mehr als einer Hinsicht höchst merkwürdig, bis jetzt jedoch noch zu wenig bekannt, da der Handel dahin Alleinhandel des Königs von Dänemark ist und außer den königl. Schiffen von Kopenhagen kein anderes Schiff hinkommt, es müßte denn durch einen Sturm dorthin verschlagen oder durch die Noth gezwungen sein, an den gefährlichen Küsten zu landen.

Hoch und schroff steigt diese Inselgruppe mehrere tausend Fuß aus dem Meere empor; die an der See fast senkrechten Basaltfelsenwände, die tiefen und schwarzen Buchten und Schlünde, die dem fortwährenden Andränge der Elemente nur wenig gewichen sind, überraschen durch ihr wildes Ansehen und erfüllen das Herz mit Grausen, bilden gleichsam eine natürliche Feste gegen Angriff von Außen, und würden den mit den Dertlichkeiten unbekanntem Schiffer, welcher hier eine Landung versuchen wollte, in nicht geringe Verlegenheit setzen. Auch gelingt es nur den mit den verborgenen Felsenriffen, welche die Inseln umgeben, wohl vertrauten Färingern, ein Schiff sicher in den Hafen einzuführen.

Die größte Insel ist Stromöe, $6\frac{1}{2}$ □ M. mit 1600 Einw. Der Hauptort Thorshavn ist der Sitz eines Amtmanns. Unter den übrigen Inseln zeichnet sich besonders Naalhøe aus. Diese besteht aus einem Felsen und enthält eine Höhle, durch welche man in einem Boote unter der ganzen Insel hindurchfahren kann.

2.

Die Stadt Thorshavn.

Der Anblick der Gegend von Thorshavn ist für den von den südlicher gelegenen Ländern Europas kommenden Reisenden eben nicht sehr erfreulich; denn er erblickt nichts als das fahle Grün des Rasens und das der Blätter, der wenigen verkrüppelten Bäume und Gesträuche. Die Stadt, welche in einem Halbkreise auf einer Landzunge erbaut ist, besteht aus elenden Hütten und hat enge und sehr unregelmäßige Straßen. Die Häuser sind ohne Ausnahme von Holz erbaut. Der Bau eines solchen Hauses ist sehr einfach. Auf gesprengtem Stein oder auf den platten Felsen werden Balken gelegt; sechs bis acht nicht dicke Stender müssen das Dach tragen, welches aus dünnen Brettern verfertigt ist, die mit Birkenrinde, welche der Fäulniß am besten widersteht, und dann mit dicken Graspollen bedeckt werden. Das erste Grün des Frühlings sieht man auf den Dächern, deren Gras schon ziemlich lang ist, noch ehe das Gras auf den Feldern zu sprossen anfängt. Krähen, Katzen und Schafe klettern darauf herum und suchen sich Nahrung. Die Wände sind mit Holz von außen und innen bekleidet, sodaß man in den Stuben nur die mit dem Hobel ebenmäßig zugeformten Bretter sieht, ebenso die Schornsteine und die Wand am Feuerherde. Ungeachtet der Leichtigkeit dieser Bauart sind Feuerbrünste auf den Inseln etwas sehr Seltenes. Die Häuser der Nermern haben weder Schornsteine noch Fenster; die Stelle beider vertritt ein großes Loch im Dache, welches, wenn es regnet, mit einer Klappe verschlossen wird; der Fußboden ist ohne Bretter, das Haus dunkel und voll Rauch, kurz ein Aufenthalt, wo der Südländer sich nie heimisch fühlen würde. Die Häuser der Begüterten sind dagegen recht wohllich, wenngleich so niedrig, daß man oft in Gefahr ist, sich den Kopf einzustößen. Versuche, Häuser aus Steinen aufzubauen, sind nicht gut ausgefallen, theils sind sie zu feucht, theils behaupten sie sich gegen die Stürme nicht, wogegen die aus Holz gebauten trocken und warm sind und von dem Winde nicht so leicht beschädigt werden.

3.

Tracht der Färingier.

Die Tracht der Färingier ist eigenthümlich und, je nachdem sie auf der See oder im täglichen Kleide oder im Putze sich befinden, verschieden. Schuhe, Strümpfe

und Mützen bleiben bei jedem Anzuge dieselben. Die Schuhe bestehen aus einem einzigen nach der Form des Fußes zugeschnittenen Stück Leder, welches über den Zehen und den Hacken durch einige Stiche fest zusammengenäht ist. Dicht an der Hackennaht befinden sich zwei Löcher, in welchen flach geknüppte Schnüre von sechs wollenen Fäden befestigt sind, die einigemal kreuzweis über die Knöchel gebunden werden und die Schuhe halten. Sie werden aus gegebtem Schaf- oder Lammleder verfertigt und sind so dünn und nachgiebig, daß man die Zehen zum Ersteigen von Klippen oder Felsen frei bewegen kann. Da sie bei einer solchen Beschaffenheit sich leicht abtragen und man im Allgemeinen selten darauf bedacht ist, sie sogleich ausbessern zu lassen, so ist es unvermeidlich, sich durch die feuchten Rasen nasse Füße zuzuziehen; obwol nun daraus allgemein verbreitete Krankheiten, namentlich Gicht und Augenübel, hervorgehen, so fällt es nur Wenigen ein, sich von der alten sehr unweckmäßigen Art der Fußbekleidung loszusagen. Die Strümpfe, aus schwarzer, grauer oder blauer Wolle gestrickt, sind sehr lang und dick, reichen bis zur Hälfte des Schenkels und werden mit einem ledernen Riemen über dem Knie befestigt. Die Mützen sind aus leichtem wollenen, gewöhnlich roth und blau gestreiftem Zeuche verfertigt, rund und etwa neun Zoll hoch, und kleiden recht artig.

Des Sonntags oder bei Festlichkeiten trägt der wohlhabende Färingier einen schwarz wollenen Rock, dessen Zuschnitt mit der Tracht der deutschen Bauern in mehreren Gegenden einige Aehnlichkeit hat. Er reicht bis an die Knie, ist oben und unten gleich weit, vorn mit einer Reihe Knöpfe der ganzen Länge nach besetzt, und die Knopflöcher sind mit rother Wolle ausgenäht. Die Weste, ebenfalls von schwarzem Tuche, hat rothausgenähte Knopflöcher; die weiten Weinkleider von schwarzem Tuche sind an den Knien und Taschen mit rothen und blanken Knöpfen verziert.

Die Haustracht ist ebenso ausgeschmückt, besteht aber statt des Rockes aus einer kurzen Jacke, die sehr oft aus weißem Wollenzeuche verfertigt ist. Besteigen sie das Gebirge (Fjeld), so haben sie stets ihren Fjeldstock in der Hand, d. i. ein Stock, der $1\frac{1}{2}$ Zoll dick und höher als der Mann ist, der ihn trägt, unten mit einer eisernen Spitze versehen, welchen sie gebrauchen, um über die Elve (Bäche) zu springen und auf abschüssigen und steilen Felsen sich zu stützen.

Geht der Färingier zur See, so bekleidet er sich mit langen Weinkleidern und einer Jacke, die aus Schafellen verfertigt ist und die Kälte, den Wind und das Gewasser gut abhält. Da diese Jacke ganz zugenäht ist, muß er sie wie ein Hemd anziehen. Auf dem Kopfe trägt er eine Art Mütze von dickem schwarzem wollenem Zeuche, welche die Stirn und die Backen bedeckt und durch einen langen Fortsatz den Nacken vor Wind und Nässe schützt. Die Haare werden sehr verschieden getragen; Einige haben kurz abgeschnittene, Andere lang herunterhängende, Andere, namentlich die Suderöder, lange geflochtene Zöpfe. Das Haar ist gewöhnlich von heller Farbe.

Die Frauenzimmer tragen schwarze Strümpfe und die färischen Schuhe, braune oder schwarz und weiß gefärbte Hemden, dunkel violette gestrickte Kamisole, welche vorn aufgeschnitten und durch Haken und Desen oder durch Zinnringe zugeschnürt werden, sodaß sie einen Laß bilden, zuweilen auch blau carricte

Schürzen, ein weißes oder buntes Halstuch und Hauben von Kattun, die mit Bändern unter dem Kinn befestigt werden. Unverheirathete gehen gewöhnlich in bloßen Haaren und tragen entweder lange Flechten oder stecken das Haar auf.

4.

Die Bewohner der Färöer.

Gegen den Fremden ist der Färinger sehr zuvorkommend, beweist ihm die größte Aufmerksamkeit und beantwortet bereitwillig jede Frage, indem er sich freut, ihn über die Vorzüge seines Landes belehren zu können. Doch drängt sich keiner unbescheiden vor, sondern wartet ruhig ab, bis die Reihe an ihn kommt. So bereitwillig sie in ihren Dienstleistungen sind, wenn man sie bittet, ebenso stolz widersezen sie sich bestimmten gegebenen Befehlen. Nie bietet der Dienstbote dem Brotherrn seine Dienste an; dies erlaubt sein Stolz nicht; den-

noch arbeitet er gern und fleißig. Wer einen Dienstboten haben will, muß ihn auffuchen und ihm Arbeit antragen.

Ihre Sprache ist ein Gemisch von Dänisch, Isländisch und Deutsch, doch verstehen die Meisten Dänisch, wenn sie es auch nicht sprechen können. Die Färinger sind sehr gastfrei. Das Beste, was das Haus enthält, wird dem Gaste vorgesezt und jeder Dienst bereitwillig geleistet. Von einer Bezahlung ist hier nicht die Rede. Sobald der Färinger sieht, daß sich ein Fremder dem Hause naht, kommt er ihm vor demselben entgegen, reicht ihm die Hand und sagt: Willkommen! führt ihn dann in das Haus, geht stillschweigend zur Branntweinflasche, schenkt ein Glas voll ein, trinkt etwas davon, schenkt es wieder voll und reicht es mit einem nochmaligen Willkommen dem Gaste. Die Frau und die Töchter kommen ebenfalls auf den Fremden zu und geben ihm einen Kuß.

(Der Beschluß folgt.)

Der Mammeibaum (*Mammea americana*).

Oft wird Indien bewundert wegen seines Reichthums an Naturproducten überhaupt, vor Allen aber wegen seines Ueberflusses an den köstlichsten Früchten, die zahlreich in ihren Arten und üppig gedeihend den

Gaumen des Menschen erquickend und labend; doch nicht Indien allein, auch andere Gegenden der wärmern Zone sind nicht minder mit einer Fülle der saftreichsten Früchte gesegnet; prächtige Palmen, hohe Fruchtbäume,

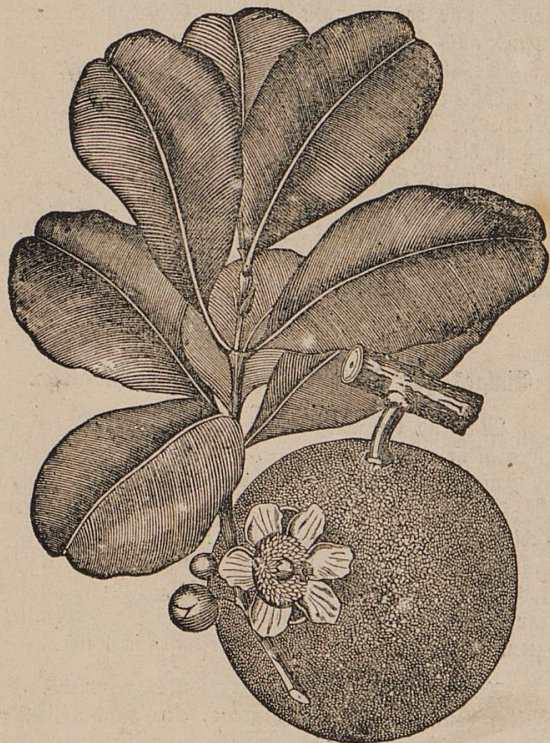


Der Mammeibaum.

prangend mit ihren schängeformten Früchten, und Sträucher mit den saftvollsten Beeren entzücken hier das Auge und laden zum Genuß ein. Wer sollte nicht vor Allen an Westindien und an so manche sich durch üppige Fruchtbarkeit auszeichnende Gegenden Südamerikas denken, wo die herrlichsten Südsüchte, die Ananas und viele andere köstliche Producte des Pflanzenreichs gedeihen! Unter letzteren verdient aber besonders der Mammeibaum erwähnt zu werden, ein prächtiger, majestätischer Baum Südamerikas und der westindischen Inseln, der bald mit den weißen, wohlriechenden Blumen, bald mit den großen goldgelben Früchten geschmückt, eine der herrlichsten Zierden jener Gegenden ist.

Der Mammeibaum ist schlank und wird 60—70 Fuß hoch; die dichtbelaubte Krone, die meist auf einem acht Schuh hohen Stamme ruht, breitet sich weit aus und gibt mit ihren sechs bis acht Zoll langen, eiförmigen, am Rande ungezähnten, lederartigen und glänzend grünen Blättern einen erquickenden Schatten. Er hat Blüten mit einem meist zweiblättrigen Kelche, mit vier bis sechs weißen Kronenblättern, vielen haardünnen, kurzen Staubfäden, deren Staubbeutel länglich sind, und mit einem dicken, cylindrischen Griffel, der noch einmal so lang als die Staubfäden ist und sich mit einer kopfförmigen Narbe endigt. Hiernach gehört der Mammeibaum in die erste Ordnung der 13. Classe des Linne'schen Systems; im natürlichen Systeme zählt man ihn aber unter die Guttiferen, welche die 89. Familie desselben ausmachen.

Die Frucht gleicht einer großen Beere, enthält zwei bis vier große, rauhe und harte Samen und hat drei bis sieben Zoll im Durchmesser. Die äußere Haut ist zähe, etwa eine Linie dick, von gold- oder rothgelber Farbe und läßt sich, wie die Haut einer Pfirsche, abziehen. Unter dieser liegt eine dünne, gelbe, gewürzig duftende Haut, die fast mit dem Fleische zusammenhängt. Beide Häute muß man vor dem Genusse der Frucht abziehen,



Die Frucht des Mammeibaumes.

da besonders die innere einen sehr bitteren Nachgeschmack hat, wie dies auch mit dem Fleische, das zunächst um die herben Samenkerne liegt, der Fall ist. Einen köstlichen erquickenden Geschmack hat dagegen das übrige Fleisch dieser Frucht, das eine hellgelbe Farbe hat und den lieblichsten Geruch verbreitet. Man genießt diese Frucht nicht nur frisch, sondern man legt auch das von Haut und Kernen befreite Fleisch, in Stücken zerschnitten, in Wein und Zucker ein, und auch zu Backwerken benutzt man es. So angenehm jedoch diese Früchte schmecken, so nachtheilig sind sie, übermäßig genossen, besonders für die Gesundheit des erst angekommenen Fremden, bis er sich an die Wirkung derselben gewöhnt hat.

Auf Jamaica wird der Mammeibaum häufig angepflanzt, und er liefert dort größere und schmackhaftere Früchte. Auf Martinique bereitet man aus den Blüten mit Spiritus oder Brantwein einen sehr geschätzten Liqueur, der Eau Créole genannt wird.

Wenn man Einschnitte in die Aeste macht so bringt aus dem sehr lockern und schwammichten Holze ein heller, weinartiger Saft heraus, den man auffängt und welcher Momin- oder Tobbywein genannt wird.

In manchen Treibhäusern Europas wird der Mammeibaum gefunden, wo er aber nur äußerst selten reife Früchte trägt.

Wir geben hierbei nicht nur eine Abbildung des ganzen Baumes, sondern auch die eines Blütenzweigs und einer Frucht.

Die Art zu grüßen bei verschiedenen Völkern.

Die Art zu grüßen ist fast bei jedem Volke anders, und es ist interessant, diese Mannichfaltigkeit zu betrachten. Die eine Art Begrüßung äußert einen feinen Sinn, eine andere ist wegen ihrer Einfachheit oder Sinnlichkeit merkwürdig; im Allgemeinen jedoch sind die Begrüßungen in der Kindheit der Völker dieselben, und Ehrfurcht, Demuth, Achtung u. s. w. werden in der mehr gesitteten Gesellschaft auf gleiche Art bezuget.

Die Völker vor unserer Zeitrechnung hatten keine besondere Art zu grüßen, sie wußten von keinen Verbeugungen und Anreden. — Der Grönländer lacht, wenn er sieht, daß ein Europäer den Hut abnimmt und eine Verbeugung macht. Die Lappländer grüßen einander, indem der Eine seine Nase heftig an die des Andern drückt. Der Bewohner einer Insel in der Nähe der Philippinen faßt die Hand oder den Fuß des Begrüßten und reibt sich damit sein Gesicht.

Andere Begrüßungen sind sehr unbequem und selbst schmerzvoll. Es erfordert eine große Uebung, um auf einer der Inseln in der Sundastraße recht höflich zu sein; dort ergreift man nämlich den linken Fuß des Begrüßten und führt ihn sanft über das rechte Bein und über sein Gesicht. Die Bewohner der Philippinen bücken sich sehr tief, halten die Hände an die Wangen und heben zugleich einen Fuß mit gebogenem Knie in die Höhe. Der Aethiopier ergreift das Kleid des Andern und bindet es um seinen eignen Körper, sodas sein Freund halb nackt bleibt. Die Neger bezeugen ihre Ehrfurcht durch höchst ergögliche Krümmungen und Verrenkungen des Körpers, und wenn zwei Negerfürsten sich besuchen, so grüßen sie einander dadurch, daß sie mit dem Mittelfinger dreimal Schnippchen schlagen.

Auf einer der größern Inseln der Cycladen benetzt man sich die Haare beim gegenseitigen Begegnen. Zu

Siam wirft sich der Geringere vor dem Vornehmeren zur Erde nieder; dieser schickt dann Jemand von seiner Begleitung zu ihm und läßt untersuchen, ob er etwas Uebelriechendes gegessen habe oder bei sich führe. Ist dies der Fall, so empfängt er von dem vornehmen Herrn einen Fußtritt und muß sich sogleich entfernen. Man hat bemerkt, daß die Engländer nicht so oft den Hut abnehmen wie die andern Völker Europas

Geistesgegenwart.

Jakob Brown, der Sohn eines Pächters in der englischen Provinz Wiltshire, zeichnete sich bereits im Knabenalter durch eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart aus. Von seinem Vater wurde er sehr oft allein nach der Stadt geschickt, um Einkäufe zu machen. Als er so eines Tages mit einer Summe Geldes nach der Stadt wanderte, kam ein Räuber zu Pferde auf ihn herangesprengt und foderte von ihm die Geldbörse, mit der Drohung, ihm, wenn er sie verweigerte, das Leben zu nehmen. Der zwölfjährige Knabe erschrak und schrie um Erbarmen; der Räuber gebot ihm Stille und drohte ihm mit dem Mordgewehr. Der Knabe faßt sich aber, greift aus der Tasche eine Hand voll Geld und wirft es mit den Worten ins Gebüsch: „Da nimm es hin!“ Geblendet von der Menge Geld stieg der Räuber vom Pferde, ließ es auf dem Wege stehen und schritt ins Gebüsch, das zerstreute Geld aufzusammeln. Unser Jakob aber sprang im Nu aufs Pferd und jagte nach Hause. Und so erkaufte der herzhafte Knabe gegen einige Thaler ein gutes Pferd und ein reichgefülltes Felleisen.

Skizze aus dem Leben der Bewohner des Landes Copiapo in Chile.

Wiewol schon mehre Male in diesem Blatte Interessantes über das Goldland Chile, früher das Ziel der Habgucht der Europäer, mitgetheilt worden ist, so finden sich dennoch sehr viele der Aufmerksamkeit würdige Eigentümlichkeiten dieses Landes, unter denen wir den gesellschaftlichen Zustand der Bewohner desselben und besonders der Provinz Copiapo unsern Lesern mitzutheilen uns vorgenommen haben. Copiapo ist ein Bergland und die Bewohner dieser Provinz beschäftigen sich einzig und allein mit Gegenständen, die hierauf Bezug haben. Das Gespräch, welches die Leute hier führen, beschränkt sich fast einzig und allein auf Minen, auf Plata (Silber) oder Metales (Erze); ob sie ergiebig oder nicht, oder ob sie leicht oder schwer zu bearbeiten sind. Sowie die Leute daselbst ein Erz in die Hand bekommen, so probiren sie es, indem sie es mit dem Nagel ritzen. Einst wurden die Reisenden, Doctor Meyen und Capitain Wendt, die uns diese Nachrichten mittheilen, in einer für Copiapo sehr vornehmen Gesellschaft gefragt, an welchem Orte es ihnen bis jetzt am besten gefallen hätte. Auf diese Frage wurde von ihnen erwidert, daß, wenn der Eindruck, den die Schönheit der Natur auf sie gemacht habe, damit gemeint sei, alsdann Rio de Janeiro der reizendste Ort wäre, den sie gesehen. Die Reisenden erwarteten natürlich hierauf die Frage, wie es dort ausfähe; doch statt dessen sagten die Damen: „Nun da gibt es wol recht viele Minen!“ Eigentümlich war es, daß die Nachrichten von dem so lange befürchteten Kometen, der im Jahre 1832 der Erde sehr nahe kom-

men sollte, auch bis hierher gebrungen, und wol nirgend in der Welt ernsthafter aufgenommen worden waren als eben hier. Einige Leute, die man zu den klügsten in der Stadt zählte, suchten die Bekanntschaft unserer Reisenden und baten darüber um nähern Aufschluß. Mit ernsthafter Miene suchten die Reisenden diese Frage anzuhören und die Leute darüber zu beruhigen; diese wollten jedoch davon nichts wissen und antworteten, daß es ja von einem Deutschen, einem Paysano de Don Alejandro (einem Landsmanne des Don Alejandro, unter welcher Benennung Herr Alexander von Humboldt gemeint ist) geschrieben worden sei. Gegen eine solche Lobeserhebung ihrer Nation konnten die Reisenden allerdings nichts einwenden und mußten die Leute in ihrer Angst lassen. Einige andere Leute schienen sich über diese Kometengeschichte lustig zu machen; denn es wurde eines Tages plötzlich ausgesprengt, daß sich Nachts ein großer Komet habe sehen lassen.

In den Wohnungen der Copiapen herrscht ein sonderbares Gemisch von Luxus und Armuth. Wir sahen in dem Hause eines Mannes ein Pianoforte von 1000 Piafter an Werth, das, nach dem hiesigen Geschmacke der Leute, beinahe ganz mit vergoldeter Bronze bedeckt war; mehre Tische befanden sich daselbst für fünf und sechs Unzen Gold das Stück, und eine Taschenuhr für 500 Piafter. Dabei lag die Señora (Frau des Hauses) auf der Fußdecke und stützte sich mit dem Arm auf das schmale Sopha, das in einer Ecke der Stube angebracht war; daneben stand eine ungewöhnlich große Kohlenpfanne zum Anstecken der Cigarren und zur Erwärmung des Thees, und ein kleines Kind, mit Lumpen bedeckt, wälzte sich im tiefsten Schmutze, worüber die Señora in Gegenwart der Reisenden ihre Freude äußerte. Eine Menge großer Schüsseln, Teller und anderer Geschirre, aus Silber gearbeitet, ist etwas sehr Gewöhnliches, da sie auch verhältnißmäßig viel billiger sind, als das Porzellan, dessen Erhaltung, während des Transport auf dem Rücken der Maulthiere, schon an und für sich eine nicht geringe Sorgfalt der Handelsleute in Anspruch nimmt, und das bei den häufigen Erdbeben in dieser Gegend auch öfter zer schlagen werden würde. Aber an den gewöhnlichsten Sachen, z. B. an Trinkgläsern, Tassen, Löffeln oder Messern und Gabeln und andern Dingen der Art, wird es gewiß überall fehlen. Spiegel gehören hier immer zu den größten Seltenheiten. Die Damen lagen übrigens beinahe den ganzen Tag hindurch auf der Erde, und ließen gewöhnlich der Hitze wegen, die aber übrigens gemäßig war, den obern Theil des Kleides herabhängen und hatten die Brust mit seidnen Tüchern bedeckt.

Einiges zur Naturgeschichte der Schwalben.

Während der ganzen Zeit — so erzählt Meyen in seiner Reise um die Erde —, die wir in den Breiten der Inseln des grünen Vorgebirges zubrachten, ließen sich sehr häufig Schwalben sehen, die auf unserm Schiffe ausruhten und Nahrung suchten. Wir haben mehre davon gefangen und die Haut derselben mitgebracht; es unterlag keinem Zweifel, daß es unsere Rauchschwalben (*hirundo rustica* L.) waren. Vielleicht hatten sie später unsere Heimat verlassen als wir.

Auf der Reise von d'Entrecasteaur wurde, 60 Meilen vom Cap Blanco entfernt, eine Küchenschwalbe gefangen; es war Ende Octobers, und sie kam allem Anscheine nach ebenfalls aus Europa.

Herr Alexander von Humboldt machte die Ueberfahrt nach Südamerika im Monat Juni und fand in der Nähe von Madeira, 40 Meilen mehr östlich, dieselbe Art von Schwalben.

Es ist heutiges Tages die Kenntniß über den Zug dieser Vögel als abgeschlossen anzusehen; wir wissen, daß unsere Schwalben in großen Zügen mit Anfang des Herbstes den Norden verlassen und nach dem südlichen Europa, Afrika und dessen Umgegenden ziehen; wir wissen aber auch, daß eine große Menge von Schwalben bei uns zurückbleiben und eine Art von Winterschlaf halten. Es sind die bei uns zurückbleibenden Schwalben, wie es scheint, nicht nur junge Thiere, welche die Reise nicht aushalten können und aus Ermattung niederfallen, sondern es liegen andere, uns noch unbekannt Urfachen dieser Erscheinung zum Grunde. So verhält es sich auch wahrscheinlich in den südlichen Gegenden, daß nämlich einzelne dieser Thiere daselbst zurückbleiben und ihre Reise nach dem Norden nicht mitmachen. Sind diese Vögel vielleicht durch die Gewalt der Winde nach den Azoren getrieben, so muß es ihnen im Frühjahr, zu welcher Zeit fast beständig in jener Breite heftige Nordostwinde herrschen, gleichsam als nördliche Fortsetzung des Nordostpassats, sehr schwer werden, die europäischen Küsten wieder zu erreichen.

Zur Naturbeschreibung des Cactus.

Brasilien bietet die schönsten Arten des Cactus dar. So findet man in der Provinz Calchagua auf dem linken Ufer des blumenbekränzten Flusses Cachapoal eine große Ebene mit dem prachtvollen Cactus peruvianus bedeckt, der, ebenfalls candelaberartig geformt, dem Cactus peruvianus sehr ähnlich ist; seine großen weißen Blumen erreichen die Länge von sechs bis sieben Zoll und sind schon aus weiter Ferne zu erkennen. Einen unbeschreiblich schönen Anblick gewähren aber diese Cactusstämme, wenn sie mit dem blätterlosen Loranthus bedeckt sind, dessen zahlreiche, scharlachrothe Blumen die ganze Oberfläche der Pflanze umhüllen, sodas von ferne her auch nicht ein grünes Blättchen daran zu sehen ist. Die Stämme dieses Cactus erreichen oft die Höhe von 18 Fuß, und stehen gewöhnlich zu vier, fünf bis zehn und noch mehr auf einem Haufen beisammen. Man kann sich daraus die Schönheit des Anblicks vorstellen, wenn die großen weißen Blumen der Pflanze aus der dunkelscharlachrothen Decke der Loranthen hervortreten. Die Früchte dieses Cactus werden gegessen, sind aber von schlechtem Geschmacke.

Der Freistaat San-Marino.

Diese kleinste Republik Europas hatte das wunderbare Schicksal, im Laufe vieler Jahrhunderte, während welcher andere benachbarte Freistaaten Italiens entstanden und untergingen, sich gegen die Stürme der Zeit stets in Unabhängigkeit zu behaupten. Sie enthält einen Flächenraum von noch nicht $1\frac{1}{2}$ □ M. und ist rings von dem im Kirchenstaate gelegenen Herzogthume Urbino umgeben. Aus dem Innern Italiens erheben sich Felsenschichten in allmählig aufsteigenden Lagerungen bis auf einige Meilen vom adriatischen Meere zu einer Höhe von etwa 2500 Fuß, welche plötzlich durch einen senkrechten Absturz unterbrochen werden. Auf einer solchen nach Norden gelegenen Felswand liegt, wie schon bemerkt, das Städtchen San-Marino, von dem man schon von der Meeresküste

aus die Hauptkirche des heiligen Marinus, die feste Burg und zwei andere im Mittelalter erbaute Wachthürme, welche die Felssecke überragen, erblickt. Der Boden, auf welchem das Städtchen liegt, bildet eine geneigte Ebene. Da hauptsächlich nur die durch die Eismassen auf den Alpen gekälteren Nordwinde den italienischen Winter streng machen, so ist es nicht sehr zu verwundern, wenn Marino, das durch die steilen Berggebirge der Apenninen gegen die rauhen Nordwinde geschützt ist, nicht der Kälte ausgesetzt ist, von welcher andere, selbst südlicher gelegene Gegenden Italiens, hin und wieder heimgesucht werden. Eine so günstige Lage übt dann natürlich auch auf die Pflanzenerzeugung einen vortheilhaften Einfluß, und der Lorbeer und die Dorobilla oder das Venushaar, sowie die Cyklamen, gedeihen hier vortreflich. Auf der Schattenseite erhebt sich neben der deutschen Eiche majestätisch der süße Kastanienbaum, und die Olive prangt mit ihrer goldenen Frucht. Allein so mild das Klima ist, so wird doch der Ackerbau nur mit wenigem Erfolg betrieben. Die wichtigsten Producte sind Korn, Futterkräuter, Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Hanf, Obst, Kastanien, Wein und Del. In der That stehen der weiße Muscateller und der süße Rothwein den edelsten Weinen Italiens an Güte nicht nach; nur ist es zu bedauern, daß das überaus rasche Ueber schlagen jenen Weinsorten einen Theil des Werthes benimmt und die Versendung ins Ausland nicht möglich macht; denn nur in den zweckmäßig angelegten Felsenkellern kann man ihn vor Uebergähung sichern. Die Felsenmasse von Marino ist mit Kellern weithin unterminirt, und der kühle Luftzug in den Felsenspalten erhält den Wein selbst in heißen Sommermonaten frisch. Auch Hornviehzucht und Seidenbau werden mit vieler Sorgfalt getrieben.

Es wird erzählt, daß die Republik auf folgende Art entstanden sei: Der Berg, worauf gegenwärtig Marino liegt, gehörte im 3. Jahrh. n. Chr. einer Frau an; um diese Zeit ließ sich ein Maurermeister, Marinus aus Dalmatien, der mit dem Kaiser Diocletian nach Italien gekommen war, auf demselben als Eremit nieder, um sich in gänzlicher Zurückgezogenheit von der Welt frommen Betrachtungen zu widmen. Immer weiter verbreitete sich der Ruf seines frommen Wandels, und seine strenge Lebensweise machte ihn in den Augen seiner Verehrer zu einem Heiligen und veranlaßte die Besitzerin des Berges, ihm denselben zu schenken. Später bauten sich, vielleicht um das Loos der Genügsamkeit mit ihm zu theilen, immer mehr Leute auf der Felsenspitze an, und so entstand dieser merkwürdige Staat, dem man, seinem Urheber zu Ehren, San-Marino nannte. Im 12. Jahrhundert kaufte die Republik die beiden in der Nachbarschaft gelegenen festen Schlösser Pennarosto und Casolo. Die oberste Regierungsbehörde bestand anfangs aus zwei oder drei Consuln, später stellte man nur eine einzige Person unter dem Namen Capitano an die Spitze.

Seit 1802 wurde die Verfassung des Freistaats geändert und der große Rath der 300 eingesetzt. Nach der Verfassungsurkunde dieses Jahres muß der Rath zur Hälfte aus Adlichen und Bürgerlichen bestehen. Dieser große Rath versammelt sich jedoch nur in außerordentlichen Fällen. Neben dem großen Rathe besteht noch der Rath der Ältesten, aus 20 Edelreuten, 20 Städtlern und 20 Landreuten zusammengesetzt. Das Staatsruder der Regierung aber führen die auf ein Jahr gewählten zwei Capitani, welche man am füglichsten mit dem Namen „Verwaltungspräsidenten“ bezeichnen könnte, mit einem Ausschusse von 12 Regierungsräthen.

Kaum dürfen wir befürchten, unsere Leser zu ermüden, wenn wir ihnen eine Beschreibung des Wahlverfahrens und der Einsegnungszeremonie des neuen Capitano machen, welche wir einem Reisenden, der diesen interessanten Freistaat vor ein Paar Jahren besuchte, verdanken. Aus den Mitgliedern des obengenannten Rathes der Aeltesten werden durchs Loos 12 Wähler ernannt; von diesen bestimmt Jeder einen Candidaten und zwar so, daß sechs derselben aus Adlichen und sechs aus Bürgern oder Landleuten bestehen müssen. Unter diesen 12 werden wieder durch den Rath der Aeltesten sechs durch

Ballotirung auserlesen, und diese sechs dann paarweise, je ein Adlicher mit einem Bürgerlichen, auf einen Zettel geschrieben. Ist der Wahlact so weit vorgeschritten, so beginnt die letzte nun vollends entscheidende Wahlceremonie, welche in der Kirche des heiligen Marinus vollzogen wird. Den Anfang des Zuges macht unter Trommelschlag die aus 30 Mann bestehende Soldateska des Freistaats, und trägt, da sie wegen der geringen Bevölkerung weder einen zu großen Volksandrang abzuwehren, noch auch bei dem friedlichen Charakter der Marinenser Unordnungen zu steuern hat, statt des Gewehrs eine flammende Fackel.



San-Marino.

Langsam und feierlich daher schreitend folgen ihnen die obersten Staatsbeamten. In der Kirche erwartet die Geistlichkeit und das Volk den Zug. Die kirchliche Feierlichkeit beginnt mit einer feierlichen Messe. Hierauf nähern sich die Beamten dem Altare, und einer von ihnen wirft drei Loose, von denen jedes einen adlichen und einen Bürger- oder Bauernnamen enthält, in einen Kesch. Alsdann zieht der Priester eins derselben und verkliest laut die darin enthaltenen Namen. Kaum hat er sie ausgesprochen, so fällt ein rauschender Jubel des Volkes ein und die schmetternden Trompeten und die Trommeln lassen in der Kirche einen lauten Lusch ertönen. Diese Wahl findet gewöhnlich den 1. October statt. Die neuen Capitani bilden nun ein Jahr lang die höchste Verwaltungsbehörde, regieren nach den Gesetzen des Freistaats und besorgen die Vollstreckung der

von dem Rathe der Aeltesten gestellten gesetzlichen Verfügungen und Beschlüsse.

Uebrigens fühlen sich die Marinenser recht glücklich, beneiden keinen Ausländer um das Glück, Bewohner einer ergiebigeren Gegend zu sein und hängen mit wahrer Liebe an ihrem Vaterlande und an ihren Gesezen. Von ihrer Zufriedenheit gibt folgende Thatfache ein treffendes Beispiel: Bonaparte ließ dem Freistaate den Gruß der großen französischen Republik entbieten und versprach ihm einige Kanonen, Getreide und eine Vergrößerung des Gebietes. Der Rath gab zur Antwort: Die Kanonen werde er dankbar annehmen, das Getreide bezahlen, die Vergrößerung müsse er aber ablehnen, die Republik sei glücklich in ihrem alten Besisthum; wolle er aber etwas für sie thun, so möge er die hohen Zölle herabsetzen.